

Ibram X. Kendi • How To Be An Antiracist

IBRAM X. KENDI

HOW TO BE AN ANTIRACIST

Aus dem amerikanischen Englisch
von Alina Schmidt

btb

An das Überleben

INHALT

Meine rassistische Einführung 9

1. Definitionen 23
 2. Das duellierende Bewusstsein 39
 3. Macht 55
 4. Biologie 68
 5. Ethnizität 87
 6. Körper 107
 7. Kultur 126
 8. Verhalten 142
 9. Color 166
 10. *Weiß* 188
 11. Schwarz 210
 12. Klasse 233
 13. Raum 257
 14. Gender 280
 15. Sexualität 297
 16. Scheitern 309
 17. Erfolg 334
 18. Überleben 350
- Dank 367
- Anmerkungen 371

MEINE RASSISTISCHE EINFÜHRUNG

ICH HASSTE ANZÜGE und Krawatten. Siebzehn Jahre lang war ich von Anzug und Krawatten tragenden und gut behüteten Kirchenleuten umgeben gewesen. Meine Garderobe als Teenager war der lautstarke Protest eines Predigerkindes.

Es war der 17. Januar 2000. Über dreitausend Schwarze Menschen – und ein paar versprengte *weiße* Menschen – hatten sich an jenem Montagmorgen in ihrem besten Sonntagsstaat in der Hylton Memorial Chapel in Northern Virginia versammelt. Meine Eltern trafen in einer Art Schockzustand ein. Ihr orientierungsloser Sohn hatte es irgendwie in die Endrunde eines zu Ehren von Martin Luther King Jr. veranstalteten Redewettbewerbs des Prince William County geschafft.

Anders als der Großteil meiner Konkurrentinnen und Konkurrenten trat ich nicht im weißen Hemd unter einem dunklen Anzug und der passenden dunklen Krawatte an. Ich trug stattdessen ein gewagtes goldbraunes Jackett mit einem glänzenden schwarzen Hemd und einer in leuchtenden Farben gestreiften Krawatte. Der Saum meiner schwarzen Baggy Pants stauchte über meinen cremefarbenen Stiefeln. Beim Seriositätstest war ich bereits durchgefallen, bevor ich auch nur ein einziges Wort von mir gegeben hatte, aber meine Eltern, Carol und Larry, strahlten dennoch über das ganze Gesicht. Sie konnten sich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal Krawatte und Jackett getragen hätte, egal, wie auffällig und verrückt.

Aber nicht nur meine Garderobe passte nicht so recht ins Bild. Meine Konkurrentinnen und Konkurrenten waren akademische Wunderkinder. Ich nicht. Mein Notendurchschnitt war nicht atemberaubend; beim SAT, Studierfähigkeitstest, hatte ich mit Mühe und Not 1000 Punkte erreicht. Renommierete Hochschulen warben meine Konkurrentinnen und Konkurrenten an. Ich konnte mir schon etwas darauf einbilden, dass ich überraschenderweise von den beiden Colleges eine Zusage erhalten hatte, bei denen ich mich halbherzig beworben hatte.

Ein paar Wochen zuvor war ich gerade mit meiner Mannschaft auf dem Basketballplatz beim Aufwärmen vor einem Spiel. Wir übten Korbleger, als plötzlich mein Vater mit seinen imposanten 1,90 Meter und 90 Kilo am Eingang der Sporthalle auftauchte. Er ging langsam übers Basketballfeld und wedelte mit den Armen, um mich auf sich aufmerksam zu machen – und mich vor dem »weißen Richter« zu blamieren. Typisch Dad. Was voreingenommene weiße Leute von ihm dachten, war ihm so was von egal. Ganz selten wenn überhaupt setzte er eine falsche fröhliche Miene auf, verstellte seine Stimme auf bewusst ruhig, verbarg seine Meinung oder vermied es, eine Szene zu machen. Ich liebte und hasste meinen Vater dafür, dass er nach seinen eigenen Regeln in einer Welt lebte, die Schwarzen Menschen eigene Regeln normalerweise verweigert. Das war die Art von Trotz, die in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort dazu geführt hätte, dass ihn ein Mob gelyncht hätte – oder die heute dazu führt, dass ihn ein Uniformierter mit Dienstabzeichen lyncht.

Ich trabte zu ihm, bevor er mit seinen rudernden Armen mitten durch unsere Übungsreihe brach. Seltsam aufgedreht reichte er mir einen braunen Umschlag.

»Der ist heute für dich gekommen.«

Er bedeutete mir ungeduldig, den Umschlag zu öffnen, direkt

hier auf dem Spielfeld, vor den Augen der *weißen* Schülerinnen, Schüler, Lehrerinnen und Lehrer.

Ich zog den Brief heraus und las: Ich war an der Hampton University im südlichen Virginia aufgenommen worden. Nach dem ersten Schock empfand ich ein unaussprechliches Glücksgefühl. Ich umarmte meinen Dad und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Tränen mischten sich mit dem Schweiß des Aufwärmtrainings auf meinem Gesicht. Die wertenden *weißen* Blicke um uns herum verschwanden.

Ich hatte geglaubt, ich wäre dumm, zu doof fürs College. Sicher, Intelligenz ist so subjektiv wie Schönheit. Aber ich zog für mich immer wieder »objektive« Standards heran, etwa Testergebnisse und Zeugnisse. Kein Wunder, dass ich mich nur an zwei Universitäten bewarb: an der Hampton University und an der Hochschule, wo ich schließlich studierte, an der Florida A&M University. Weniger Bewerbungen bedeuteten auch weniger Absagen – und ich rechnete fest damit, dass mich diese beiden historischen afroamerikanischen Universitäten ablehnen würden. Warum sollte eine Universität einen Idioten aufnehmen, der keine Ahnung von Shakespeare hatte? Ich kam damals nicht auf die Idee, dass ich mich vielleicht gar nicht richtig bemüht hatte, Shakespeare zu verstehen, und dass ich deshalb den Kurs Englisch II fürs International Baccalaureate in meinem letzten Jahr an der Highschool abgebrochen hatte. Andererseits las ich in der Zeit eigentlich so gut wie gar nichts.

Wenn ich damals ein paar Geschichtsbücher gelesen hätte, hätte ich vielleicht etwas mehr über die historische Bedeutung der Stadt erfahren, in die meine Familie 1997 aus New York City gezogen war. Ich hätte von all den Denkmälern der Konföderierten erfahren, die mich in Manassas, Virginia, umzingelten wie die toten Soldaten von Robert E. Lees Armee. Ich hätte er-

fahren, warum so viele Touristinnen und Touristen zum Manassas National Battlefield Park pilgern, um die ruhmreichen Siege der Konföderierten in den Schlachten am Bull Run während des Bürgerkriegs wieder aufleben zu lassen. Es ist der Ort, an dem General Thomas J. Jackson aufgrund seines hartnäckigen Einsatzes auf der Seite der Konföderierten den Spitznamen »Stonewall« erhielt. Die Einwohnerinnen und Einwohner im Norden Virginias hielten diesen »Abwehrwall« all die Jahre intakt. Ob wohl irgendjemandem die Ironie aufgefallen war, dass mein freies Schwarzes Leben beim Redewettbewerb zu Ehren Martin Luther Kings ausgerechnet die Stonewall Jackson High School repräsentierte?

DIE ENTZÜCKENDEN ORGANISATORINNEN der Veranstaltung, Mitglieder der Delta Sigma Theta Sorority, saßen zusammen mit stolzen Würdenträgerinnen, Würdenträgern und den Wettbewerbsteilnehmenden auf einem Podium im Altarraum. Die Sitzplätze für das Publikum zogen sich um das lange, gebogene Podium, so dass die Rednerinnen und Redner genügend Platz hatten, um während ihres Vortrags auf und ab zu schreiten, von einer Seite der Kirche zur anderen; fünf Stufen boten zudem die Möglichkeit, zum Publikum hinunter zu gehen, wenn wir wollten.

DIE SCHÜLERINNEN UND Schüler der Mittelstufe hatten bereits ihre erstaunlich reifen Reden gehalten. Der Kinderchor war hinter uns erklungen. Das Publikum setzte sich wieder und schwieg in Erwartung der drei Highschool-Rednerinnen und -Redner.

Ich war als erster dran. Endlich näherte ich mich dem Höhepunkt einer Erfahrung, die mein Leben bereits verändert hatte.

Seitdem ich vor einigen Monaten den Redewettbewerb an meiner Highschool gewonnen hatte und dann einige Wochen später bei einem landesweiten Wettbewerb zum »Sieger der Jury« gekürt worden war, regnete ein steter Schauer akademischen Zuspruchs auf mich nieder. Wenn ich nach dieser Erfahrung nur so durchtränkt war von Selbstbewusstsein fürs College, dann hatte ich zuvor auf der Highschool eine lange Dürre erlebt. Heute frage ich mich, ob mein geringes Selbstwertgefühl für meine geringe Meinung über meine Leute verantwortlich war. Oder sorgte die geringe Meinung über meine Leute dafür, dass ich auch eine geringe Meinung von mir selbst hatte? Wie bei der berühmten Frage nach dem Huhn und nach dem Ei ist die Antwort weniger wichtig als der Kreislauf, den sie beschreibt. Rassistische Vorstellungen bewirken, dass People of Color sich selbst weniger positiv sehen, was sie wiederum anfällig für rassistische Vorstellungen macht. Rassistische Vorstellungen vermitteln *weißen* Menschen ein positiveres Selbstwertgefühl, weshalb sie sich wiederum zu rassistischen Vorstellungen hingezogen fühlen.

Ich hielt mich für einen unterdurchschnittlichen Schüler und wurde mit Botschaften bombardiert – von Schwarzen Menschen, *weißen* Menschen, den Medien –, die mir vermittelten, dass mir der Grund dafür ins Gesicht geschrieben stand... was mich noch mehr entmutigte und meine Motivation als Schüler noch mehr dämpfte... was die rassistische Vorstellung, Schwarze Menschen seien nun einmal nicht sonderlich lernfreudig, bei mir weiter verstärkte... wodurch meine Verzweiflung und mein Desinteresse weiter zunahmen... und so weiter. Dieses Gedankenkarussell wurde an keiner Stelle durch eine tiefgründige Analyse meiner spezifischen Situation und Defizite unterbrochen oder durch einen kritischen Blick auf die Vor-

stellungen einer Gesellschaft, die mich beurteilte – stattdessen verstärkte der Gedankengang die rassistischen Vorstellungen in meinem Innern, bis ich sie schließlich auch anderen predigte.

ICH DENKE SEHR gerne an diesen Redewettbewerb zurück. Aber wenn ich an die rassistische Rede denke, die ich damals hielt, überkommen mich noch immer Gefühle der Scham.

»WIE WÜRDE DR. Kings Botschaft für das neue Jahrtausend lauten? Stellen wir uns doch einmal einen wütenden einundsiebzigjährigen Dr. King vor ...« So begann mein Remix von Martin Luther Kings »I Have a Dream«-Rede. Unsere Befreiung aus der Sklaverei sei ein freudiger Moment gewesen, erklärte ich. »Doch heute, einhundertfünfunddreißig Jahre später, ist der N* noch immer nicht frei.« Ich sprach bereits im donnernden Tonfall, wütend, mehr Malcolm als Martin. »Das Denken unserer Jugend befindet sich immer noch in Gefangenschaft!«

Ich sagte nicht, dass sich das Denken unserer Jugend in der Gefangenschaft rassistischer Vorstellungen befindet, wie ich es heute formulieren würde.

»Sie meinen, es wäre in Ordnung, dass sie diejenigen sind, die man in unserer Gesellschaft am meisten fürchtet!« Ich sagte das so, als ob es der Fehler der Jugendlichen wäre, dass man sie so fürchtete.

»Sie denken, es wäre okay, nicht zu denken!«, lautete mein nächster Vorwurf, mit dem ich die klassische rassistische Vorstellung wiedergab, dass Schwarze Jugendliche Bildung nicht so schätzen wie ihre nichtSchwarzen Altersgenossen. Es schien niemanden zu stören, dass sich diese abgedroschene Idee über Anekdoten verbreitet hatte, aber nie bewiesen worden war. Das Publikum ermutigte mich mit seinem Applaus. Ich machte wei-

ter, feuerte eine unbewiesene und widerlegte rassistische Idee nach der anderen ab, während ich aufzählte, was mit der Schwarzen Jugend alles nicht stimmte – ironischerweise bei einem Anlass, bei dem offen zu Tage trat, was sehr wohl stimmte mit der Schwarzen Jugend.

Ich schritt wie wild auf dem Podium auf und ab und redete mich immer mehr in Rage.

»Sie meinen, es wäre okay, wenn sie schon als Teenager schwanger werden!« Applaus. »Sie meinen, es wäre okay, ihre Träume auf Sport und Musik zu beschränken!« Applaus.

Hatte ich vergessen, dass ich – und nicht die »Schwarze Jugend« – derjenige war, der seine Träume auf Sport beschränkt hatte? Und ich redete von der Schwarzen Jugend in der dritten Person Plural? Für wen hielt ich mich? Offensichtlich hatte mich mein Auftritt auf dieser illustren Bühne aus dem Reich der gewöhnlichen – und damit minderwertigen – Schwarzen Jugendlichen herausgehoben und in das Reich der seltenen und außergewöhnlichen versetzt.

Bei meinen von Applaus aufgepeitschten rhetorischen Höhenflügen war mir nicht klar, dass man, wenn man die Defizite einer racial Gruppe nennt, diese Gruppe auch als minderwertig deklariert. Mir war nicht klar, dass man, wenn man eine minderwertige Eigenschaft einer racial Gruppe nennt, eine rassistische Vorstellung äußert. Ich dachte, ich würde etwas für meine Leute tun, dabei tat ich etwas für die rassistischen Vorurteile gegenüber meinen Leuten, denen ich eine rassistische Vorstellung nach der anderen vorsetzte. Der »Schwarze Richter« schien das alles zu schlucken und mich mit einem Schulterklopfen zu ermuntern, immer weiter zu reden. Und ich kam der Aufforderung gerne nach.

»Ihr Denken wird gefangen gehalten, und das Denken unserer

Erwachsenen ebenso«, sagte ich und deutete auf das Publikum.
»Weil sie denken, dass die kulturelle Revolution, die an dem Tag einsetzte, an dem mein Traum geboren wurde, vorbei sei.

Doch wie kann sie vorbei sein, wenn wir in vielen Fällen nur deswegen keinen Erfolg haben, weil es uns an innerer Stärke mangelt?« Applaus.

»Wie kann sie vorbei sein, wenn unsere Kinder aus dem Haus gehen, ohne zu wissen, was sie aus sich machen sollen? Sie wissen nur, was sie nicht aus sich machen wollen!« Applaus.

»Wie kann sie vorbei sein, wenn all das innerhalb unserer Gemeinschaft geschieht?«, fragte ich und senkte die Stimme.
»Daher sage ich Ihnen, meine Freunde, selbst wenn diese kulturelle Revolution nie vorbei sein wird, habe ich immer noch einen Traum ...«

ICH HABE IMMER noch einen Albtraum – die Erinnerung an diese Rede, wann immer ich den Mut aufbringe, sie mir erneut ins Gedächtnis zu rufen. Heute kann ich mir nur schwer vorstellen, wie ich im Jahr 2000 die Highschool abschließen und dabei so viele rassistische Vorstellungen von mir geben konnte. Eine rassistische Kultur hatte mich mit der nötigen Munition ausgestattet, um Schwarze Menschen unter Beschuss zu nehmen, mich selbst unter Beschuss zu nehmen, und ich nahm die Munition und legte los. Internalisierter Rassismus ist das wahre Verbrechen, das Schwarze Menschen gegen Schwarze Menschen begehen.

ICH WAR EIN Tölpel, ein Dummkopf, der die anhaltenden Probleme der Schwarzen Menschen am Martin Luther King Day 2000 sah und zu dem Schluss kam, dass Schwarze Menschen selbst das Problem seien. Genauso funktionieren rassistische

Ideen und Mechanismen – und generell jede Form der Intoleranz: Wir werden dahingehend manipuliert, dass wir die Menschen als das Problem sehen und nicht die Politik, die sie hereinlegt.

Die Sprache, die der 45. Präsident der Vereinigten Staaten verwendet, ist ein typisches Beispiel dafür, wie diese Form des rassistischen Sprachgebrauchs und Denkens funktioniert. Lange bevor Donald Trump Präsident wurde, sagte er gerne: »Faulheit ist typisch für Schwarze.«¹ Als er sich entschied, für die Präsidentschaft zu kandidieren, wollte er Amerika wieder »great« machen, indem er lateinamerikanische Einwandernde als Kriminelle und Vergewaltiger verunglimpfte und Milliarden für den Bau einer Mauer an der Grenze verlangte, die sie fernhalten sollte.² Außerdem versprach er »ein totales und vollständiges Einreiseverbot für Muslime in die USA«.³ Als Präsident bezeichnete er seine Schwarzen Kritiker und Kritikerinnen regelmäßig als »dumm«.⁴ Außerdem behauptete er, Eingewanderte aus Haiti hätten »alle Aids«,⁵ während er Anhänger und Anhängerinnen der White-Supremacy-Bewegung im Sommer 2017 als »sehr gute Leute« bezeichnete.⁶

Wenn ihn jemand auf das Offensichtliche hinwies, reagierte Trump regelmäßig mit verschiedenen Variationen eines vertrauten Refrains: »Nein, nein. Ich bin kein Rassist. Ich bin der am wenigsten rassistische Mensch, den Sie je interviewt haben«,⁷ »den Sie je getroffen haben«,⁸ »dem Sie je begegnet sind«.⁹ Trumps Verhalten sticht vielleicht heraus, aber sein Leugnen ist normal. Wenn man jemanden auf eine rassistische Äußerung anspricht, wird typischerweise abgestritten, dass diese Vorstellung rassistisch sei. Wenn man rassistische Maßnahmen anspricht, wird abgestritten, dass die Maßnahmen rassistisch seien.

Leugnen ist der Herzschlag des Rassismus, der quer durch

alle Ideologien, Races und Nationen pulsiert.¹⁰ Er schlägt in uns. Viele, die Trumps rassistische Ideen anprangern, leugnen ihre eigenen. Wie oft gehen wir instinktiv in die Defensive, wenn jemand etwas, was wir getan oder gesagt haben, als rassistisch bezeichnet? Wie viele von uns würden folgender Erklärung zustimmen: »Rassistisch« ist keine beschreibende, sondern eine abwertende Bezeichnung. Genauso gut könnte man sagen: »Ich mag dich nicht.«¹¹ Diese Äußerung stammt von Richard Spencer, einem Anhänger des White-Supremacy-Konzepts, der sich wie Trump als »nichtrassistisch« bezeichnet. Wie viele von uns, die die Trumps und White Supremacists dieser Welt verachten, teilen die Selbstbeschreibung »nichtrassistisch«?

Aber wo liegt das Problem, wenn man sich als »nichtrassistisch« bezeichnet? Die Behauptung soll Neutralität signalisieren: »Ich bin nichtrassistisch, aber auch nicht vehement gegen Rassismus.« Doch im Kampf gegen Rassismus gibt es keine Neutralität. Das Gegenteil von »rassistisch« ist nicht »nichtrassistisch«, sondern »antirassistisch«. Wo liegt der Unterschied? Entweder befürwortet man die Vorstellung einer rassistischen Hierarchie und ist damit ein Rassist oder man befürwortet die Vorstellung von der Gleichstellung aller Races und ist damit ein Antirassist. Entweder glaubt man, Probleme seien in bestimmten Gruppen veranlagt, und ist damit ein Rassist, oder man verortet die Ursachen der Probleme in den Machtverhältnissen und der Politik und ist damit ein Antirassist. Entweder lässt man zu, dass eine Ungleichbehandlung aufgrund von Race weiterbesteht, und ist damit ein Rassist, oder man wendet sich gegen die Ungleichbehandlung und ist damit ein Antirassist. Es gibt kein bequemes Dazwischen als Nichtrassist. Die Behauptung einer nichtrassistischen Neutralität ist verschleierte Rassismus. Das klingt vielleicht hart, doch es ist wichtig, dass wir

von Anfang an ein Grundprinzip des Antirassismus anwenden, das darin besteht, dass wir den Begriff »rassistisch« wieder richtig gebrauchen. »Rassistisch« ist – anders als Richard Spencer argumentiert – keine abwertende Bezeichnung. Es ist nicht das schlimmste Wort im Englischen oder einer anderen Sprache; es ist nicht mit einer Beschimpfung gleichzusetzen. Es ist eine Beschreibung, und der einzige Weg, gegen Rassismus vorzugehen, besteht darin, ihn konsequent aufzuzeigen und zu beschreiben – und ihn dann abzubauen. Der Versuch, diese nützliche Beschreibung in eine Beschimpfung umzuwandeln, die man kaum mehr aussprechen darf, soll natürlich das Gegenteil bewirken: uns in Untätigkeit einzufrieren.

DIE WEIT VERBREITETE Idee der Color-Blindheit ist ähnlich einzuordnen wie der Begriff »nichtrassistisch« – wie der nicht-rassistische Mensch übersieht die oder der Color-blinde Einzelne den Rassismus, indem er vorgibt, Race nicht wahrzunehmen, und verfällt in eine rassistische Passivität. Die Sprache der Color-Blindheit verschleiert – wie der Begriff »nichtrassistisch« – den Rassismus. »Unsere Verfassung ist farbenblind«, erklärte John Harlan, Richter am Obersten Gerichtshof der USA und als einziger der acht Richter im Fall *Plessy versus Ferguson* von 1896 der Meinung, dass getrennte Einrichtungen für Schwarze Menschen und *weiße* Menschen gegen die Verfassung verstießen, in seiner Stellungnahme. »Die weiße ›Race‹ sieht sich selbst als die dominierende in diesem Land«, fuhr Richter Harlan fort. »Sie wird es, daran habe ich keine Zweifel, für alle Zeiten sein, wenn sie ihrem großartigen Erbe treu bleibt.«¹² Eine Color-blinde Verfassung für ein Amerika der *weißen* Vorherrschaft.

DIE GUTE NACHRICHT ist, dass Rassisten und Antirassistinnen nicht auf ihre Rolle festgelegt sind. Wir können im einen Augenblick Rassistin und im nächsten Antirassist sein. Was wir über Race sagen, wie wir uns verhalten, bestimmt in jedem Moment, was – und nicht wer – wir sind.

Ich war früher meistens Rassist. Aber ich ändere mich. Ich identifiziere mich nicht mehr mit Rassistinnen und Rassisten, indem ich behaupte, nichtrassistisch zu sein. Ich verstecke mich nicht mehr länger hinter der Maske der Neutralität von Race. Ich lasse mich nicht mehr von rassistischen Vorstellungen manipulieren und betrachte bestimmte racial Gruppen auch nicht mehr als problematisch. Ich glaube nicht mehr länger, dass eine Schwarze Person nicht rassistisch sein kann. Ich lasse nicht mehr jede meiner Handlungen davon bestimmen, wie ein imaginärer »weißer« oder »Schwarzer Richter« sie beurteilen würde, versuche nicht mehr, weiße Menschen davon zu überzeugen, dass ich ein gleichwertiger Mensch bin, und Schwarze Menschen davon, dass ich eine Race gut vertrete. Ich schere mich nicht mehr länger darum, wie die Handlungen anderer Schwarzer Menschen auf mich zurückfallen, denn keiner von uns ist ein Repräsentant von Race, und kein Individuum ist verantwortlich für die rassistischen Vorstellungen eines anderen. Und ich habe erkannt, dass die Entwicklung vom Rassisten zum Antirassisten ein andauernder Prozess ist – der es erforderlich macht, dass man Rassismus, der auf Grundlage von Biologie, Ethnizität, Körper, Kultur, Verhalten, Hautfarbe, Raum und Klasse passiert, versteht und widerlegt. Und darüber hinaus bedeutet diese Entwicklung, sich bereitzuhalten und Rassismus zu bekämpfen, der sich mit anderen Formen der Diskriminierung überlagert.

IN MEINEM BUCH geht es um den grundlegenden Kampf, den wir alle austragen, dem Kampf, ein Mensch zu sein, und zu erkennen, dass die anderen auch alle nur Menschen sind. Ich teile mit Ihnen meine eigene Reise, wie ich in einer Familie der Schwarzen Mittelschicht in der Reagan-Ära aufwuchs, mit ihrem duellierenden Bewusstsein von Race, wie ich dann nach rechts auf den zehnspurigen Highway des gegen Schwarze Menschen gerichteten Rassismus abbog – einen Highway, auf dem es mysteriöserweise keine Polizei gab, dafür aber immer reichlich Treibstoff –, um anschließend auf die zweispurige Straße des gegen *weiße* Menschen gerichteten Rassismus abzubiegen, wo der Treibstoff knapp ist und die Polizei allgegenwärtig, bevor ich dann die unbeleuchtete Schotterpiste des Antirassismus fand, auf der ich mich seitdem bewege.

Nach der aufreibenden Reise über den holprigen Weg des Antirassismus kann die Menschheit auf die Lichtung einer potenziellen Zukunft stoßen: eine antirassistische Welt in all ihrer unvollkommenen Schönheit. Diese Welt kann Wirklichkeit werden, wenn wir uns auf Machtverhältnisse anstatt auf Personen konzentrieren, wenn wir uns darauf konzentrieren, nicht eine bestimmte Gruppe Menschen, sondern die Politik zu verändern. Eine antirassistische Welt ist möglich, wenn wir unseren Zynismus überwinden und aufhören zu glauben, dass Rassismus ewig bestehen wird.

Wir wissen, wie man rassistisch ist. Wir wissen, wie man so tut, als ob man nicht-rassistisch wäre. Jetzt müssen wir nur noch lernen, wie man antirassistisch wird.